Verdun - ein deutsches Trauma

Vortrag 1.6.1991 Günter Scholdt:

veröffentlicht in: Günter Scholdt: Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsass seit 1871, Blieskastel 1996, S.226-250

Ein Schlachtenort als Mythos

Als der Bestsellerautor P.C. Ettighoffer 1931 seinen Kriegsroman » Gespenster am Toten Mann« betitelte, konnte er bei der Mehrheit potentieller Buchinteressenten eines sofortigen Verständnisses gewiss sein. Denn militärtopographische Begriffe wie »homme mort«, »Fleury«, »Höhe 304«, »Pfefferrücken« oder »Vaux-Schlucht« gehörten damals in Deutschland fast zum sprachlichen Allgemeingut. Und »Verdun«, der Sammelname für all dies Grauen einer Schlacht, war hierzulande zum Schlagwort geworden, darüber hinaus zum Trauma und Mythos. Er stand für Hekatomben ins Verderben getriebener Soldaten, für den mörderischen Wahnwitz militärischen Prestigedenkens, für ein Höchstmaß an Menschenverachtung, für unendliches Leiden im tödlichen Stahlregen und Schlamm. Darüber hinaus verband man mit ihm zynische Einfallslosigkeit von Generalstäblern und einen blutigen Stumpfsinn, den nicht einmal rein strategisches Denken zu rechtfertigen wusste.

»Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen« notierte, Schiller zitierend, Ernst Jünger in der Rückschau. Sigmund Graff nannte Verdun »die längste, entsetzlichste, trostloseste Schlacht, die die Weltgeschichte bis dahin kannte.« Man sprach von »militärischer Bankrotterklärung«, »barbarischer Phantasielosigkeit«, »Entartung« und »Ende aller Strategie«. »Weil ich kein zweites Verdun machen will«, rechtfertigte Hitler im November 1942 den Umstand, dass Stalingrad noch immer nicht gefallen sei. Er artikulierte damit nur eine kollektive Horrorvorstellung. (Dass gerade seine Durchhaltetaktik diese Absicht dann blutig verfehlte, steht auf einem anderen Blatt der Geschichte.)

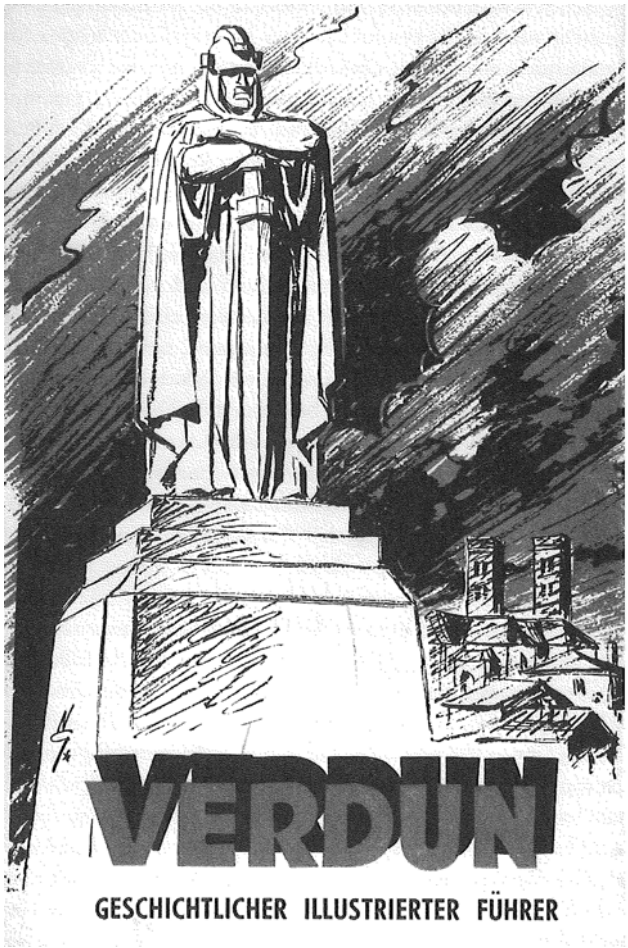
Wann je sich die Unzulänglichkeit von Sprache einem Ereignis gegenüber offenbarte, so angesichts dieses »Todesrachens« (Schauwecker), der sich am 21. Februar 1916 an der Maas geöffnet hatte. Trotzdem brachte gerade Verdun eine fast unübersehbare Fülle von literarischen Zeugnissen hervor. Kaum ein namhafter Autor der Zeit, soweit er im Felde stand, der sich nicht (häufig gleich mehrfach) zu Verdun geäußert hätte. Das Wort weckte Hass- oder Rachegefühle, spornte zu revolutionären Veränderungen an oder evozierte eine Art Nibelungenstimmung. Man verband Schicksalhaftes mit ihm, zumal die Katastrophe an einem Ort stattfand, in dem einstmals das Frankenreich geteilt und somit abendländische Geschichte für ein gutes Jahrtausend vorbestimmt worden war. Auch stellte der Name dieses Schlachtterrains wie kein anderes Stichwort des Weltkriegs die Sinnfrage. Hier schien es buchstäblich ums Heil gegangen zu sein oder das Eingeständnis, dass von dieser Welt, Existenz oder Gesellschaft kein Heil zu erwarten sei. Und so lautete denn auch 1932 ein bezeichnender Buchtitel des KP-Schriftstellers Hans Marchwitza: »Vor Verdun verlor ich Gott«.

Wie kam dieser Ort zu seinem Schreckensruf? Zunächst einmal hatte es niemals bisher so viele Gefallene und Verwundete auf so eng begrenztem Raum gegeben - Opfer, die zu beklagen waren um eines kurzfristigen Geländegewinns von nicht einmal zehn Kilometern willen. Doch die Verlustziffern allein, wie sehr man die ohnehin schrecklichen Zahlen durch legendarische Übertreibungen auch noch zusätzlich vergrößerte, begründen nicht die makabre Aufmerksamkeit, die Verdun in Deutschland genoss. Die Somme-Schlacht war in ihrem Massenverbrauch an Toten noch gewaltiger, aber im düsteren Symbol- und vielleicht sogar Prestigewert für die Überlebenden vermutlich geringer. Verdun-Kämpfer gewesen zu sein, war etwas Außergewöhnliches, Auszeichnendes, von vorneherein Achtunggebietendes, so dass etwa dem Streit über die Verdienste der Douaumont-Erstürmung selbst Jahrzehnte danach noch erhöhtes öffentliches Interesse zuteil wurde. Höchstens die Marne-Schlacht oder die revolutionäre Schlussphase des Krieges weckten in Deutschland vergleichbar intensive Emotionen, insofern hier Ansatzpunkte für Dolchstoßlegenden lagen.

Zu den sachlichen Gründen dieser gesteigerten Aufmerksamkeit gehört die unmittelbare Wirkung, die die Erfahrung »Verdun« bei den Kriegsteilnehmern auslöste. Schon die Zeitgenossen waren sich einig über den desaströsen moralischen Effekt dieses Schlachtverlaufs. Nach den rund zehn Monaten der Hauptkämpfe war die deutsche Armee nicht mehr die gleiche wie früher. Die alten Offiziers- und Unteroffizierskader waren vielfach zerschlagen. Widerstandskraft und Disziplin hatten deutlich gelitten und zunehmend fatalistischer Gleichgültigkeit Platz gemacht. Nicht zuletzt der Umstand, dass

der Ausgang des Unternehmens schon früher erahnt werden konnte und dennoch Konsequenzen unterblieben, erschütterte das Vertrauen der Frontkämpfer zur Führung in irreparabler Weise.

Verdun hatte denn auch unmittelbare strategische und politische Folgen in der Zeit zwischen den Weltkriegen. So setzten maßgebliche Militärs der Wehrmacht alles daran, nicht nochmals einen solchen Stellungskrieg führen zu müssen. Die konzeptionelle Ausrichtung auf schnelle, raumüberwindende Waffen, auf Panzer und Stukas, auf »Feuer und Bewegung«, hat in solchen Erfahrungen ihre Quelle. Die Franzosen hingegen, die in Verdun ja einen stolzen Abwehrerfolg erstritten hatten, tendierten wohl auch von daher zu einer Festungsideologie, die in der Maginotlinie ihren höchsten Ausdruck fand. Ein weiterer Beweis für die Tatsache, dass aus Geschichte zugleich alles oder nichts zu lernen ist. Auf der anderen Seite irrten auch die Deutschen, wenn sie den Schmerz über Verdun mit dem Triumph bei Tannenberg kompensierten und den unterschiedlichen Ausgang vor allem mit dem Qualitätsunterschied der jeweiligen Feldherrn erklärten. Der damals entstandene unheilvolle Hindenburg-Ludendorff-Mythos lebte auch aus diesem Kontrast der Schlachtenverläufe.



Neben dem militärischen muss besonders der menschliche Aspekt bedacht werden. Für Frankreich lagen Trost und Legitimation für Verdun nicht zuletzt in der Tatsache des Erfolgs, wenngleich es nicht an kritischen Intellektuellen fehlte, die eine etwas tiefere, prinzipiellere Begründung für das Massenmorden einforderten (Henri Barbusse, Georges Duhamel, Jean Giono, Jules Romains, Jean Norton Cru etc.). Für Deutschland fiel eine solche Rechtfertigung weg. Man war nicht nur der Angreifer gewesen, sondern auch noch blutig abgewiesen worden. Das ohnehin dubiose »Im Felde unbesiegt« galt gewiss nicht für den kleinen Frontabschnitt an der Maas. Und Geschichtslegenden, nach denen die Schlacht eigentlich schon gewonnen war oder hätte

gewonnen werden müssen, wenn nur nicht, blieben späterem Nachkarten vorbehalten, als sich die unmittelbaren Erinnerungen der Kämpfer bereits getrübt hatten (H. Wendt, J.M. Wehner). Wie also unter diesen erschwerten Voraussetzungen die Opfer verantworten? Wie sich verteidigen gegen den frühen Vorwurf, Verdun sei nur ein überdimensioniertes und damit besonders anschauliches Symbol für den Wahnwitz des Kriegs und dieser Kriegsführung überhaupt?

Der offiziellen Lesart von Falkenhayns, wonach er die Franzosen an ihrer Prestigefestung zum »Weißbluten« habe bringen wollen und dies wegen deren größeren Verlusten auch erreicht habe, war von Anfang an Misstrauen beschieden. Zu Recht, denn die deutschen Opfer waren offenbar keineswegs geringer, so dass ihr strategischer Sinn entfiel und auch später nur von Außenseitern behauptet wurde (H. Ziese-Beringer, Der einsame Feldherr, 1934). Zudem ließ sich die menschenverachtende Grundhaltung, die eine solche Art plumper Konfrontation offenbarte, den Betroffenen kaum vermitteln. Wer zu Beginn der Weimarer Republik solches versuchte, befand sich eindeutig in der Minderheitsposition. Zwar wurde man auf seiten der Rechten nicht müde, den tragischen Heldenmut deutscher Verdunkämpfer zu betonen, aber ausdrückliche Rechtfertigungen dieser Militäroperation blieben weitgehend aus.

Linke Kritik

Stattdessen sah sich der soldatische Nationalismus in Deutschland massiver Angriffe der Pazifisten ausgesetzt, die, begünstigt durch den besonderen Erklärungsnotstand »Verdun«, aufs Grundsätzliche zielten und eine weltanschauliche Desillusionierung anstrebten. So schrieb etwa Kurt Tucholsky in der »Weltbühne« vom 7. 8.1924 zum 10. Jahrestag des Kriegsausbruchs in einem Stimmungsbericht über seinen Verdun-Besuch:

Drüben liegt das Fort Douaumont, das überraschend fiel; da die Höhe 304; da das Fort de Tavannes. Teure Namen, wie? Einem alten Soldaten, der hier gestanden hat und lebendig herausgekommen ist, muss merkwürdig zumute sein, wenn er jetzt diese Gegend wiedersieht, still, stumpf, kein Schuss. Weit da hinten am Horizont raucht das, was dem deutschen Idealismus 1914 so sehr gefehlt hat: das Erzlager von Briey. Und wir fahren weiter.

Die Sturmreihen sind in die Erde versunken, die armen Jungen, die man hier vorgetrieben hat, wenn sie hinten als Munitionsdreher ausgedient hatten. Hier vorn arbeiteten sie für die Fabrikherren viel besser und wirkungsvoller. Die Rüstungsindustrie war ihnen Vater und Mutter gewesen; Schule, Bücher, die Zeitung, die dreimal verfluchte Zeitung, die Kirche mit dem in den Landesfarben angestrichenen Herrgott - alles das war

im Besitz der Industriekapitäne, verteilt und kontrolliert wie die Aktienpakete. Der Staat, das arme Luder, durfte die Nationalhymne singen und Krieg erklären. Gemacht, vorbereitet, geführt und beendet wurde er anderswo.

Und die Eltern? Dafür Söhne aufgezogen, Bettchen gedeckt, den Zeigefinger zum Lesen geführt, Erben eingesetzt? Man müsste glauben, sie sprächen: Weil ihr uns das einzige genommen habt, was wir hatten, den Sohn - dafür Vergeltung! Den Sohn, die Söhne haben sie ziemlich leicht hergegeben. Steuern zahlen sie weniger gern. Denn das Entartetste auf der Welt ist eine Mutter, die darauf noch stolz ist, das, was ihr Schoß einmal geboren, im Schlamm und Kot umsinken zu sehen. Bild und Orden unter Glas und Rahmen - 'mein Arthur!' (220)

Ähnlich akzentuierte Äußerungen finden sich in Deutschland nicht wenige, wobei die pazifistische Tendenz noch durch massive Kritik am zunehmenden Schlachtfeldtourismus und (politisch genutzten) Totenkult begleitet wurde. Neben Johannes R. Bechers »Der Bankier reitet über das Schlachtfeld« (1926) oder Hans Chlumbergs »Wunder um Verdun« (1932) wäre besonders Erich Kästners »Verdun, viele Jahre später« (1932) zu nennen:

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
finden die Toten keine Ruhe.
Täglich dringen dort aus der Erde
Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe.

Über die Schlachtfelder von Verdun
laufen mit Schaufeln bewaffnete Christen,
kehren Rippen und Köpfe zusammen
und verfrachten die Helden in Kisten.

Oben am Denkmal von Douaumont
liegen zwölftausend Tote im Berge.
Und in den Kisten warten achttausend
Männer vergeblich auf passende Särge.

Und die Bauern packt das Grauen.
Gegen die Toten ist nichts zu erreichen.
Auf den gestern gesäuberten Feldern
liegen morgen zehn neue Leichen.

Diese Gegend ist kein Garten,
und erst recht kein Garten Eden.
Auf den Schlachtfeldern von Verdun
stehn die Toten auf und reden.

Zwischen Ähren und gelben Blumen,
zwischen Unterholz und Farnen
greifen Hände aus dem Boden,
um die Lebenden zu warnen.

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
wachsen Leichen als Vermächtnis.
Täglich sagt. der Chor der Toten:
'Habt ein besseres Gedächtnis!.' (266f)

Rechte Replik

Solche Antikriegsattacken der Linken und Republikaner, für die hier stellvertretend nur noch Karl Kraus, Fritz von Unruh, Arnold Zweig, Adam Scharrer, Ludwig Renn, Ernst Toller, Bertolt Brecht oder Martin Beradt erwähnt werden sollen, bestimmten zunächst einmal die Grundstimmung der Weimarer Republik. Sie erlebten ihren Höhe- und Wendepunkt mit dem Sensationserfolg von Remarques »Im Westen nichts Neues«, der just in die Phase fiel, als die beginnende wirtschaftliche Depression die endgültige Destabilisierung der politischen Verhältnisse in Deutschland einläutete. Auf diese »Provokation« hin blies man im nationalen Lager zum ideologischen Generalangriff. Der Deutung der Linken, man habe sich 1914-18 nur vor den Karren ökonomischer Interessen spannen lassen, ein durchgängiger Vorwurf, den Arnold Zweig 1935 in »Erziehung vor Verdun« programmatisch fasste, setzte man bei der Rechten die Behauptung vom ideellen Nutzen des Kriegserlebnisses entgegen. Und in diesem Zusammenhang geriet besonders Verdun ins Zentrum der Argumentation.

Gerade um seinen positiven Symbolwert, der nun offensiv verteidigt wurde, ging es den Vertretern des soldatischen Nationalismus, wie zahlreiche Frontberichte oder Kriegsromane in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu Remarques Buch und Film belegen. So erschienen zwischen 1929 und 1931 mit ausdrücklich kontradiktorischer Tendenz z.B.: Friedrich Lehmann »Wir von der Infanterie« (1929), Alfred Hein »Eine Kompagnie Soldaten. In der Hölle von Verdun« (1929), Eberhard Wolfgang Möller »Douaumont oder die Heimkehr des Soldaten Odysseus« (1929), Georg Bucher »Westfront 1914-1918« (1930), Josef Magnus Wehner »Sieben vor Verdun« (1930), Franz Schauwecker »Aufbruch der Nation« (1930), Werner Beumelburg »Die Gruppe Bosemüller« (1930), Paul Coelestin Ettighoffer »Gespenster am Toten Mann« (1931) oder Hans Zöberlein »Der Glaube an Deutschland« (1931). Inwieweit auch Sigmund Graffs und Carl Ernst Hintzes 1930 uraufgeführtes Erfolgsdrama »Die endlose Straße« hier einzuordnen ist, muss offen bleiben. Zu ambivalent verlief schon die zeitgenössische Rezeption.

Unstreitig ist jedoch, wie bewusst die übrigen der genannten Publikationen als Teil einer weltanschaulichen Gegenoffensive konzipiert oder eingesetzt wurden. Man erkennt es schon daran, dass sich nicht wenige der Texte ausdrücklich auf Antikriegs-Autoren oder

-Werke bezogen. So ist die polemische Abhängigkeit von Schauweckers »Aufbruch der Nation« von »Im Westen nichts Neues« in vielen Szenen nachweisbar. Dies gilt in noch stärkerem Maße für »Die Gruppe Bosemüller« von Beumelburg, der sich satirisch an Thomas Manns »Zauberberg« oder Arnold Zweigs »Streit um den Sergeanten Grischa« rieb. Die darin vorkommenden militärischen Versager Benzin und Casdorp tragen schließlich sprechende Namen, in der Absicht, die republikanischen Romanhelden zu persiflieren. Auch Ettighoffers Hörspiel »Traum am Douaumont« reagiert streitbar auf Chlumbergs »Wunder um Verdun«.

Die Frage nach dem Sinn des Geschehens, die bislang mehrheitlich verneint worden war, erfuhr nun eine eindeutig positive Behandlung. So behauptete etwa Wehner, es sei damals um den ewigen Schicksalskampf des Deutschen Volkes und Reiches gegangen, um ein Wiedererlangen fahrlässig verlorenen Reichsterritoriums.

Andere sahen den ideellen Nutzen einer solchen Materialschlacht in der menschlichen Prüfung und Auslese. Unisono verkündete man, dass der seelische Wert dieser Taten nicht

vom Erfolg abhänge. Der Sinn liege vielmehr in dem einzelnen erhöhenden Opfer, in der Entstehung und Festigung der Kameradschaft als (volkhafte) Schicksalsgemeinschaft und - politisch zugespitzt - in der Schaffung eines Frontkollektivs, das als unumkehrbares Politikum die Nachkriegsgesellschaft bestimmen solle. In den Schützengräben sei die Nation geboren worden (Schauwecker). Von dieser Vorstellung führte dann - man vergleiche Autoren wie etwa Zöberlein (»Der Befehl des Gewissens«), Beumelburg (»Das eherne Gesetz«) oder Walter Bloem - ein weiterer Schritt direkt zur nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft«. Und auch hierfür diente das Verdun-Erlebnis zur Legitimation, wie es denn 1933 ausdrücklich Fritz Laukisch bestätigte: »Verdun ist Ausdruck und Inhalt [...] eines völkischen Erlebens!«. In diesem Rahmen galt schließlich Hitlers »Machtergreifung« als Triumph- und Gerichtstag des endlich zur Herrschaft gelangten »unbekannten Soldaten«, als »Wiedergeburt« des Volkes aus dem Geist der Front.

Nun muss allerdings eingeräumt werden, dass solche mythische Sinnsuche kein Privileg nationalistischer Schriftsteller war. Bereits Fritz von Unruhs 1916 geschriebene Erzählung »Opfergang« deutet Verdun als Gericht über eine vergreiste Epoche und erwartet als Ergebnis dieser blutigen 'Operation' den Aufbruch eines neuen Menschen zu neuer Gemeinschaft. Insofern erhält der todbereite Sturm auf die gegnerische Stellung seinen Wert und seine Bedeutung für ein künftiges Zusammenleben der ganzen Menschheit. Auch Edgar Maass' 1936 geschriebener Verdun-Roman interpretiert die geistige Substanz des Kriegsgeschehens als »Wiedergeburt des Menschen aus den Wehen der Schlacht« und als Opfertat in Analogie zur Passionsgeschichte. Im Unterschied zu den nationalistischen Schriftstellern verbindet er jedoch das Totengedenken substantiell mit der sittlichen Forderung nach »Taten des Friedens«.

Neben tagespolitischen Absichten oder persönlichen Legitimationsbedürfnissen enthüllen die Werke des soldatischen Nationalismus häufig noch andere Motive, zumeist dort, wo eine militärisch-politische Rechtfertigung des Geschehens versagt. Vom Walten eines übermächtigen Schicksals ist dann die Rede, dem kein Verdun-Soldat entgehe. »Wir tragen alle das unsichtbare Opferzeichen auf der Stirn« heißt es bei Ettighoffer. Von höheren Kräften und göttlichen Entscheidungen liest man in den Texten. Vom Krieg als »elementarstem Ausdruck« des Lebens, der gerade in der Hölle einer solchen Materialschlacht einen Blick jenseits der Grenzen des Daseins gewährt. Der in letzte Mysterien des Lebens einweiht, den Soldaten aus zivilisatorischer Einschnürung befreit oder die ursprüngliche Beziehung des Menschen zur mütterlichen Erde wieder herstellt. Gefeiert wird zuweilen eine Ästhetik des Schreckens und des Todes, die Rolf Geißlers These belegt, die Frontautoren seien die eigentlichen Décadents.

In besonderem Maße zeigt Beumelburgs »Gruppe Bosemüller« solche Tendenzen, wo die Abhängigkeit einzelner Helden vom gefühlsbesetzten Objekt »Verdun« sich beim Rückzug zur unbewussten oder gar rauschhaften Todessehnsucht steigert. Der »Berg« - gemeint ist der Douaumont - hat über Monate ihnen ein einziges gemeinsames Ziel gegeben. Sie sind ihm verfallen und, unfähig zu individueller bzw. ziviler Lebensplanung, in der Tat Angehörige einer »verlorenen Generation«. Das Neurotische und Nekrophile, das in solchem Bewusstsein zum Ausdruck kommt, wird vom Autor selbst zugleich eingestanden und bewundert. Vielleicht liegt darin auch eine unbewusste Reverenz vor den Gefallenen, denen gegenüber man sich schuldig glaubt. Zu allem passt eine spätexpressionistische Bildwelt, die das Geschehen um Verdun seiner konkreten politischen Dimension beraubt und in eine poetische Sphäre dämonischer Unwirklichkeit erhebt:

Diese Mondlandschaft hat eine zärtliche Vorliebe für den Berg, dessen Rücken das Fort trägt. Wer hätte von ihr soviel Gemüt erwartet! Im Anfang, als sie noch ein bescheidenes junges Ding war, lag sie dem Berg zu Füßen und schaute voller Hochachtung und Demut zu ihm hinauf, der damals schon seine Feuerkrone trug und zu brüllen verstand wie sonst kein Berg auf der Welt. Unter seinem hohen Protektorat nahm sie rasch zu. Sie machte sich daran, einen großen Teppich für ihn zu weben, einen Teppich aus Eisen, Menschenknochen, Holz, Steinen, Häusern, Bäumen und Kornfeldern, einen vortrefflichen Teppich, der so gut verwoben war, dass man von seinen Urstoffen überhaupt nichts mehr erkennen konnte. Diesen Teppich breitete sie mit gehorsamstem Respekt vor dem Berge aus.

Dem Berg gefiel das ungemein, er brüllte vor Vergnügen, und seine Krone funkelte eitel. Er schloss mit der Mondlandschaft einen innigen Pakt, dessen Bestimmungen nebenbei für beide Teile die praktischsten Vorteile enthielten. Der Berg versprach, allnächtlich von Norden und von Süden soviel Menschen, Drahtrollen und Granaten zu sich heranzurufen, dass die Mondlandschaft selbst bei größtem Appetit nicht in. Verlegenheit kommen würde. Die Mondlandschaft ihrerseits erklärte sich feierlich dem Berge untertan, erkannte ihn als ihren Gebieter an, überließ ihm sogar in den Augen der Welt den ganzen Ruhm und versprach, ihn mit einem Hofstaat zu umgeben, wie ihn kein Herrscher auf Erden jemals besessen habe noch je besitzen würde.

Wie funkelte und schrie da der Berg, als er diesen Kontrakt endlich unter Dach gebracht hatte. Und wie getreulich hielt er sein Versprechen. Wie zärtlich vergalt die Mondlandschaft ihrem Gebieter seine Fürsorge. Ihrem Gelöbnis entsprechend umgab sie ihn mit einer Pracht, wie sie noch nie gesehen worden war. Allnächtlich ließ sie zu seinen

Ehren die mächtigsten Feuerwerke abbrennen, keine Minute mehr war ohne das festliche Rollen der Detonationen. Sie umwob ihn an jedem Morgen mit prachtvollen Schleiern, sie erfüllte die Luft mit schaurigen Gesängen, wild und heiß. Sie vollführte die tollsten Tänze, sie schrie, kreischte, heulte und sprang, dass der Berg in ein donnerndes Gelächter ausbrach, dass seine Flanken dröhnten und seine Feuerkrone ganz schief verrutschte.

Sie trieben es toll mit der Zeit, die beiden. So etwas hatte es noch nicht gegeben. Sie wurden immer schamloser, und ihr Verbrauch kannte schon keine Grenzen mehr. Es dauerte nicht lange, bis die Mondlandschaft, von allen Seiten den Berg umgebend, zu ihm hinaufstieg. Das Fest, das sie bei dieser Gelegenheit feierten, übertraf alles Bisherige. Die Speisekarte bestand aus Tausenden von Menschen. Mit einem einzigen Happen verschlang der Berg ihrer mehr als sechshundert. Eine sinnlose Menge von Böllerschüssen wurde abgefeuert, und zu ihrer Unterhaltung wurde ein Feuerwerk abgebrannt, dessen Verschwendung an Irrsinn grenzte. Das Fest dauerte drei Tage lang. Nachher war alles demoliert und zerschlagen. Kaum ein Stein lag noch auf dem andern, und der Berg bekam das große Kotzen und das heulende Elend.

Die Mondlandschaft aber hatte einen besseren Magen und bessere Nerven. Sie kroch hinunter nach Fleury, wo sie vorher noch nie gewesen war, etablierte sich dort zwischen dem Bahndamm und der Souvilleschlucht und verspeiste, gewissermaßen als Nachtisch, in aller Gemütsruhe einige Regimenter mit allem Zubehör an Gewehren, Maschinengewehren, Feldflaschen, Brotbeuteln und Menschenknochen. Es knackte nur so. Nachdem sie dort alles in Ordnung befunden, wälzte sie sich behaglich schnaufend nach dem Chapitrewald hinüber. Er hatte sie durch seine Halsstarrigkeit schon lange geärgert. Sie konnte es nicht vertragen, von der andern Seite des Forts her seine schwarzen Arme zu sehen.

Da gab auch der Chapitrewald endlich seinen Widerstand auf, es war ja doch nichts gegen die Mondlandschaft, auszurichten. Er wollte sich auf und davon machen, aber die Mondlandschaft brach ihm einen Arm nach dem andern, verspeiste sie und wälzte sich dann mit irrsinnigem Freudengekreisch hin und her.

So ist es gekommen, dass man jetzt die schwarzen Totenarme des Chapitrewaldes nicht mehr erkennen kann, wenn das Morgenrot sich von der Sonne verabschiedet. (212-215)

Todesverfallenheit kennzeichnet auch die Zentralfigur von Anton Betzners 1940 geschriebenem Schauspiel »Douaumont«. Alle drei bis vier Monate packt es den ehemals deutschlothringischen Bauern Klemens. Dann zieht er seine feldgraue Montur an und wandert nach Verdun und besonders zum Beinhaus, wo seine gefallenen Kameraden

liegen. Nach einigen Tagen kehrt er zurück, und seine Frau muss dann zum Schrecken der Familie den Geist des toten Jean bewirten, dem der Bauer im Krieg seine Rettung verdankt und demgegenüber er sich schuldig fühlt. Seine Marotte macht ihn selbst zu einer legendarischen (Spott-) Figur als »L'Allemand gris«, der der restlosen Französierung Lothringens im Wege steht und dadurch bekämpft wird. Sein Wort aber gehört unverbrüchlich »denen im Douaumont«. Beim erneuten Kriegsausbruch meldet er sich denn auch im Fort bei den Toten zurück, verschwindet endgültig im Morast eines verseuchten Gangs zwischen Gerippen und zerfressenen Stahlhelmen, um nun nach der Niederlage von 1940 den frankreichfreundlichen Lothringern zum Gespenst zu werden. Einer seiner Widersacher jammert:

Nacht für Nacht steht er in meinem Zimmer... tut den Mund nicht auf... aber die Augen ... Er, der Graue, der Deutsche, er hat sie alle hergeholt über die Grenze... die Millionen grauer Soldaten... und das Feuer ist aus dem Douaumont gesprungen über ganz Frankreich. (115)

Und zuvor hatte Klemens gerufen:

Ihr müsst aufstehn aus den Gräbern. Ihr müsst Euch wieder teilen in Freund und Feind. Jean, die glauben, die Toten hätten ihre Ruh, eh die Lebenden ihr Teil dazu getan haben. Vielleicht wird sie euch nachher. Wer weiß... (96)

Autoren der Grenze

Werfen wir den Blick noch auf einige Autoren der Weimarer Republik, die Verdun nicht als Kriegsteilnehmer erlebten, aber von ihrer Eigenschaft als Grenzlandbewohner her zu den besonders Betroffenen militärischer Konflikte gehörten. Ihnen allen gemein ist die Absicht, Verdun als friedenstiftende Mahnung zu verstehen, als tiefsten Anlass zur Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich. Im 1925 erschienenen Roman »Der Grenzpfahl« der Saarländerin Liesbet Dill bahnt sich just auf dem Schlachtfeld ein neues Verständnis zwischen einem Franzosen und einer Deutschen an, deren Vater bei Douaumont begraben liegt und deren Gatte vor Verdun vermisst wird. Beide hatte zuvor ein Familienkonflikt getrennt, wie er eben gerade für Lothringen so typisch war, wo sich Brüder als Feinde im Feld gegenüberstehen konnten. Nun verhelfen die Anonymität und staatliche Unidentifizierbarkeit vieler Toten und Gräber der Romanheldin zu der Einsicht,

wie unangebracht eine Deutung des Geschehens ist, die ausschließlich das eigene oder nationale Leid im Auge behält:

Ein kleiner Menschenzug bewegte sich zwischen den Granattrichtern langsam herauf. Schwarze Trauerschleier wehten im Wind. Mütter und Frauen, die ihre Söhne und Männer suchen gingen...

Sie saßen lange hier oben und gedachten ihrer Toten... Würde man nie mehr etwas von ihnen erfahren...?

Nie mehr, antwortete der Wind, der über die Höhen fuhr... Er fand nichts mehr zu bewegen hier oben als das Gras, das auf Gräbern wuchs, und die bunten Papierfähnlein der Trikoloren, die wie Grillenscharen leise, leise ihre eintönige traurige Melodie summten.

[„.] Der deutsche Sturmhelm, der verrostet und verbeult auf dem rohgeschnitzten Kreuz des Grabes [...] hing, schaute sie an, und der Wind bewegte ihn hin und her... wie ein Mensch, der den Kopf schüttelt... Wer lag darunter?
[...] Sie waren alle — alle, die hier oben lagen, Kameraden [...]. Ich will nun Frieden schließen - mit allen, dachte sie. (l42f)

Auch der 1936 erschienene Roman »Feldwache der Liebe« des Saarländers Johannes Kirschweng beschäftigt sich mit Verdun und seinem Vermächtnis. Sein Verfasser appelliert hierin in zu Herzen gehenden Worten an die beiden Völker, es nicht noch einmal zum Waffengang kommen zu lassen. Das Buch hat neben poetisch sicheren Passagen einige auffällige ästhetische und ideologische Schwächen. Doch gerade sie erwachsen zumeist aus seinem hohen Ziel, das der Rettung des unmittelbar bedrohten Friedens gilt. Wie früher angekündigt, setzt sich der Autor, der *im* Vorfeld des Saar-Plebiszits noch Texte mit antifranzösischem Akzent verfasst hatte, nach der Wiederangliederung der Saar an Deutschland jetzt vehement dafür ein, alles Trennende hintanzustellen und der früheren Abgrenzung nun die Suche nach Gemeinsamkeiten folgen zu lassen. Diese wiederum findet er in allem, was Deutschland und Frankreich seit dem Mittelalter verbunden hat. Mathias Grünewald und François Rabelais, die heilige Oranna und die unfreiwilligen Blutzeugen um Verdun werden in eine verpflichtende Werte- und Traditionsgemeinschaft eingebunden, christliche Legenden und Mythen des Alltags der Aussöhnung dienstbar gemacht.

Die Hauptrolle in diesem humanitären Propagandafeldzug spielt dabei ein deutsch-französisches Liebespaar, das sich allen politischen Widrigkeiten und Skeptikern entgegenstemmt. »Amor vincit omnia« (»Liebe besiegt alles«), hofften bereits die Römer,

doch Kirschweng weiß um die Brüchigkeit dieser Verheißung. Sein Romanheld stirbt denn auch kurz vor der Eheschließung als Märtyrer seiner völkerversöhnenden Aufgabe und Opfer einer grotesk-symbolischen Tat. Sie erfolgt als Höhepunkt der Handlung in einer schauerlich-nächtlichen Szenerie an der »Tranchée des bajonettes«. Dieser mythenumkränzte Bajonettgraben war soeben vom französischen Widersacher des Helden als notwendiges Sinnbild westlicher Wachsamkeit bezeichnet worden, als »Feldwache des Hasses« gegenüber einem potentiellen Aggressor:

'Diese Wache wird nicht eingezogen, Monsieur, nicht morgen und nicht übermorgen, und dieses Misstrauen, das unser Leben schützt, tun wir nicht von uns ab, nicht morgen und nicht übermorgen. Das ist das wirkliche Frankreich, und das berühren Ihre sanften Reden nicht, die alten Leuten und jungen Mädchen gefallen mögen. [...]'

Martin aber beschwor die Toten selber, zu sagen, dass sie das nicht seien: eine Schildwache ewigen Hasses oder doch ewiger Gegnerschaft: Junge Brüder, die ihr für euer Land gestorben seid wie Millionen auch auf der anderen Seite, nicht wahr, es ist nicht euer Wille, jetzt noch Waffen solcher Art zu tragen. Ihr seid doch in das Reich eingegangen, dem die Liebe selber einzige und mächtige Waffe ist. [...] Ach, ihr jungen Brüder, wenn ihr eine ewige Feldwache seid, dann seid ihr eine Feldwache des Lebens, des großen, strahlenden Lebens, das man mit keinem Tod zu hoch bezahlt, und ihr wolltet, lieber Ähren oder Rosen in euren Händen tragen als rostende, aber immer noch spitze und drohende Bajonette.'

Immer zwingender kam ihm die Vorstellung, dass man nichts anderes zu tun brauche, als aus diesen allzu treuen Händen die fast zwanzig Jahre gehaltenen Waffen herauszunehmen. Ehe Gaston ahnen konnte, was der Deutsche [...] beginne, war der mit den Knien auf der aufgeweichten lehmigen Erde und tastete mit beiden Händen durch Stacheldraht und Gitter hindurch nach den überjährigen Bajonetten. Er musste die Verwesung alter Kränze fortwischen, und dann spürte er mit zitternden und scheuen Fingern den rostigen Stahl. [...].

Er riss und zerrte daran, aber da kam unter dem Rost die immer noch erhaltene Schärfe der Waffe zum Vorschein und zerschnitt ihm die Haut und das Fleisch, und in dem Augenblick, in dem er den heftig brennenden Schmerz spürte, war es ihm, als ob eine finstere und unterirdische Gewalt ihm die ekel gewordene Waffe durch die Finger ziehe. (414-417)

Martin Gutland stirbt an den Folgen einer Blutvergiftung, die ihm diese Verletzung eintrug. Doch der Tod löst auch die Verhärtungen im Verhältnis zu den französischen

Bekannten. Und das Sterbebett sieht ihn mit allen Kontrahenten vereint, die nun von ihm die hohe Aufgabe der Völkerversöhnung übernehmen.

In diesen Zusammenhang gehört auch »André und Ursula«, ein 1937 erschienener Bestseller, der rund 400 000 mal verkauft wurde. Der Roman der in Metz geborenen Polly Maria Höfler handelt von der Liebe zwischen einer Deutschen und einem Franzosen, die durch ein Fronttagebuch gestiftet wurde. Es "war auf verwickelten Wegen in die Hände der Französischstudentin Ursula gelangt, die dadurch seinen Verfasser als vornehmen Charakter kennen- und schätzen lernt. In der irrigen Annahme, er sei 1916 vor Verdun gefallen, sendet sie es nach Kriegsende den Hinterbliebenen zurück und erfährt so, dass André Duval damals nur schwer verwundet worden war. Eine Einladung nach Frankreich bekräftigt ihre beiderseitige Zuneigung. Man beschließt zu heiraten, doch ein Autounfall des Mannes verhindert ein glückliches Ende. Auch in diesem Roman spielt Verdun eine zentrale Rolle. Auf dem Schlachtfeld bei Fleury war man sich endgültig nahegekommen, nicht zuletzt im Gedenken an die Toten, deren Opfer nicht umsonst gewesen sein dürfe. Und so gelobt man, künftig alles zu tun, um die Aussöhnung der beiden Nachbarvölker zu verwirklichen und den Frieden zu gewinnen. An diesem Vorsatz hält die junge Deutsche auch nach dem nun endgültigen Unfalltod ihres präsumptiven Gatten fest. Sie wird nach Deutschland zurückkehren, dort wieder heimisch werden, aber ihre Kinder im Geist des abgelegten Schwurs von Verdun erziehen:

Als toter Soldat bist du in mein Leben getreten, André Duval. Als toter Soldat gehst du wieder von mir. Dazwischen lag eine kurze Zeitspanne, in der du zu uns Leidenden zurückkehren durftest, zu mir, André. Der Tod hatte dich noch einmal freigegeben, dich, einen unter Millionen, auf dass du zum Sprecher dieser Millionen würdest und uns Botschaft von ihnen bringen könntest. Du hast deine Mission erfüllt, nun ist deine Frist abgelaufen, und du kehrst dahin zurück, von wo du ausgegangen bist. Aus der Ewigkeit kamst du und in die Ewigkeit gehst du wieder ein. [...]

Ich durfte in dein Land kommen, ich durfte es durch dich kennen- und liebenlernen. Und ich werde zurückkehren zu meinem Volk und ihm berichten vom Nachbarvolk im Westen.

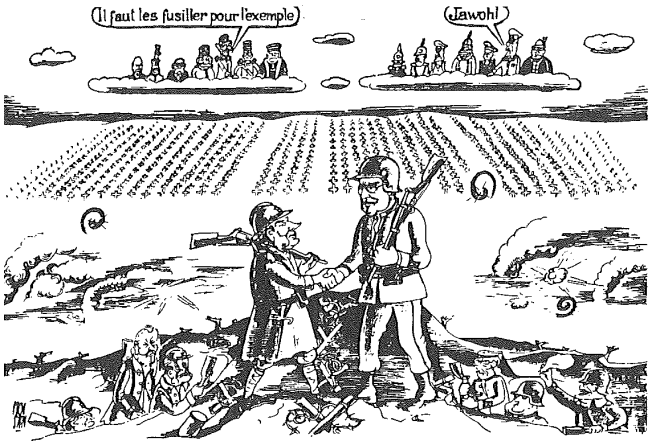
Deine Worte werde ich mit mir hinübernehmen: Was wir fortan schaffen und streben, gründet sich auf die Tat unserer Toten. Sie haben sich für uns zum Opfer gebracht, und sie haben gewonnen, was auch wir gewinnen müssen, um es dauernd zu besitzen: den Frieden.'

Den Frieden, um den ihr kämpftet und starbt.

Du hast mir eine Aufgabe übertragen, toter Soldat. - Und so nehme ich Abschied von dir. Nicht hier, sondern droben, auf dem Douaumont, vor einem der weißen Kreuze in der Reihe. Dahin mündet alles, dort ist Anfang und Ende. Dort ist Tod und Auferstehung. (334)

Die drei Romane haben auffällige Gemeinsamkeiten. Alle artikulieren sie als Grundstimmung, dass Verdun etwas war, das immer noch zwischen zwei Völkern steht, etwas, das in irgendeiner Weise »bewältigt« werden müsse. Ihre Rezeptur besteht jeweils in der rein menschlichen grenzüberschreitenden Annäherung, in einer Bindung, die zudem erotischen Charakter trägt. Das letztendliche Scheitern dieser Liebesbeziehungen (an den äußeren Umständen) darf dabei nicht als grundsätzlicher Widerruf der deutsch-französischen Vision missverstanden werden. Eher belegt es wohl, dass die Verfasser an ihre unmittelbare Verwirklichung zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht recht glauben konnten und diese (in Form eines weiterwirkenden Missionsauftrags) lieber in die Zukunft verlegen wollten.

Und diese Zukunft ist unsere Gegenwart. Es ist eine Plattitüde, darauf hinzuweisen, dass das deutsch-französische Verhältnis mittlerweile sich soweit entkrampft hat, dass auch Verdun nicht mehr als Störfaktor wirkt. Der Händedruck zwischen François Mitterand und Helmut Kohl 1984 besiegelte denn auch demonstrativ das Ende eines jahrhundertelangen Irrwegs nationaler Konflikte und militärischer Konfrontationen. Auf der anderen Seite zeigte sich bei dieser Gelegenheit auch - und man muss dies als Stück wiederhergestellter Normalität sogar begrüßen - dass für die nach dem Zweiten Weltkrieg Geborenen Verdun seine Signalkraft und sinnbildliche Bedeutung zunehmend verloren hat. Als Schlagwort und Trauma ist es zudem abgelöst worden durch Namen wie Stalingrad, Auschwitz oder Hiroshima.



LA FRATERNISATION — *Verdun : Tonton aura-t-il dans sa poche.*

Unter diesen Umständen bot ein neuer belletristischer Ansatz zur Thematisierung Verduns erstmals die Gelegenheit, eine gewisse Distanz zum Geschehen zu wahren. Die damit verbundene Chance hat der Erzähler Ludwig Harig vortrefflich genutzt in seinem opus

magnum »Ordnung ist das ganze Leben«. Dieser 1986 erschienene Roman rekonstruiert auf literarische Weise das Leben seines Vaters, eines einfachen Handwerkers einer kleinen saarländischen Gemeinde, und zielt dabei auf Individuelles wie Idealtypisches zugleich. Höhepunkt des Werks wie der ihm zugrundeliegenden Charakterstudie ist eine gemeinsame Fahrt des Schriftstellers mit seinem Vater und einem Frontkameraden zu den ehemaligen Stätten des Grauens, Leidens und Tötens. Diese Reise in die Vergangenheit sollte auch darüber Aufschluss erbringen, was den Teilnehmern der damaligen »Höllenfahrt« eigentlich widerfahren ist, was Menschen für ihr Leben geprägt und so geformt oder deformiert hat, dass sie entsprechende Gemetzel aushielten bzw. anrichteten.

Als das Regiment im Sommer in die Stellungen einrückte, gab es keine Erdbeeren in den Schluchten, keine Anemonen auf den Hügeln, in breiten Granattrichtern stand das Regenwasser, zerschossene Stahlhelme, zerbrochene Schanzspaten, Blechbüchsen, Rockfetzen, Geschosskörbe hingen im Geröll der Trichterwände, das Netzwerk des Stacheldrahts überzog den Waldhoden, das Gewirr der Gräben durchfurchte das Erdreich, Minen hatten die Äste zerfetzt, Schrapnells die Zweige entlaubt, Gas die Blätter gebräunt. 'So haben wir den Chaume-Wald gesehen, als wir im Juni zum erstenmal in die Gräben kamen', sagte Erich Thiele, 'als wir ihm Ende August wieder den Rücken kehrten, war der ganze Müll und Schutt wieder und wieder umgewühlt, in Stücke zerrissen, zu Brei geschrotet, und als dann die Franzosen herüberkamen, überzog die Gräben nur noch Rauch und Qualm.'

Erich Thiele starrte in das Dickicht. Er sah nichts, aber er rief alles in seinem Kopf herauf. Vater sah alles, er sagte: 'Daran kann ich mich nicht entsinnen. 'Er erinnerte sich an die Henkelgläser beim Bierabend, an den Waschpulverschaum in seinem Rucksack, an Läuseknacken, an Mundharmonikaklänge, die Bierkrüge wuchsen sich in seinem Kopf zu gigantischen Römern aus, aus denen Mars und Hephästus Blut und glühendes Eisen tranken, der Seifenschaum kochte und schwoll an wie der süße Brei im Märchen, und kochte fort und schwoll immerzu und stieg und floss in die Gräben und kochte dort weiter fort und schwoll immer mehr an, überschwemmte die Schlucht und kroch über die Hügel und stieg bis zum Himmel auf und war am Ende ein luftiges Gewölk, in dem ein Orchester zu spielen begann, atonal und ohrenzerreißend. Das Knattern der Maschinengewehre war das Knacken der Läuse, nur waren die Läuse jetzt fett wie Ochsen und es knackte, als ob Knochen splitterten; das Heulen der Schrapnells war der Klang der Harmonikas, die hatten sich in Orgeln verwandelt mit Pfeifen so dick wie Mörser- und Haubitzenrohre, und es dröhnte, als ob Glocken zersprängen.

Wie viel kann der Mensch ertragen? Muss man vergessen, wenn man überleben will? Hatte Vater sein Gedächtnis verloren? Oder hat er, um sich zu retten, die Augenblicke des Wohlgefühls zu himmlischen Ewigkeiten gedehnt, und dabei sind ihm die Tage des Entsetzens zu Schrecksekunden geschrumpft? 'Nein, nein, da gibt es keine Poesie der Hölle, kein Vergessen, keine mildernde Nachsicht für die Hölle', sagt Georges Duhamel von Verdun. Aber was ist Himmel, was ist Hölle? Vater war kein Wanderer zwischen beiden Welten, kein Erdenkind und Gottesstudent zugleich wie der Freund von Walter Flex, er war kein Held, von heiligem Waffenrock knapp und kleidsam umschlossen, der in einen Sturmangriff ging wie in einen Gottesdienst, er war nicht hier und dort daheim, nicht diesseits und jenseits des Soldatengrabs, Vater genügte ein einfaches Wort, der Handschlag eines Menschen, der neben ihm stand, damit er wusste, dass er nicht allein und noch am Leben war, mehr brauchte er nicht. (473f)

Worin besteht das Besondere dieses Romans? Er ist analytisch, poetisch und nicht zuletzt menschlich zugleich. Inwiefern geht er über viele bisherige Verdun-Behandlungen hinaus? Die früheren wollten fast alle etwas beweisen, rechtfertigen, für ein Ziel werben, einen politischen Standpunkt vertreten. Harig desavouiert solche Bemühungen um der Gegenwart und Zukunft willen keineswegs. Aber er weiß, dass die damit verbundenen politischen Frontstellungen der Vergangenheit angehören. Im Bewusstsein, dass Verdun keinen Zankapfel ideologischen Streits mehr darstellt, sind ihm ganz andere Erkenntnisziele wichtig. Und so appelliert, mystifiziert oder eifert er nicht, sondern begibt sich vielmehr selbst auf die Suche. Harig belehrt nicht, er fragt. Er ist Partei nur insofern, als er am Schicksal seines Vaters menschlichen Anteil nimmt. »Muss man vergessen, wenn man überleben will?«, lautet eine grundsätzliche und bezeichnende Frage. Er nimmt sie ernst und behandelt sie nicht mit der üblichen Denunziationsgeste, die für die dominierende Spielart bundesrepublikanischer Vergangenheitsbetrachtung so charakteristisch ist.

Dabei weiß er genau um den Wert des Erinnerns und trägt selbst mit seinem Buch gebührend dazu bei. Aber dieses Erinnern hat nichts mehr von verkappter Rechtfertigung oder Anklage. Es basiert auf der Einsicht, dass in diesem Teil des Abendlandes einige neue Geschichtskapitel aufgeschlagen, dass Lehren gezogen worden sind. Dass wir die Düsterkeit des Vergangenen mit der Morgenröte einer europäischen Zusammenarbeit aufgehellt haben. Und insofern könnte dieser Roman vielleicht einer der letzten sein, in dem sich das Golgatha deutsch-französischen Zwists gespiegelt sieht.

Das Bild zeigt Ludwig Harigs Vater im Unterstand